

Yavuz Baydar

Die Hoffnung stirbt am Bosphorus

**Wie die Türkei Freiheit und
Demokratie verspielt**

Aus dem Englischen von
Henning Dedekind und Werner Roller

DROEMER 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



© 2018 Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Sabine Wünsch, München
Covergestaltung: Grafikbüro Jorge Schmidt, München
Coverabbildung: Gettyimages
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-27738-6

2 4 5 3 1

Für Selim

Wir sind, was wir denken.
Alles, was wir sind, entsteht aus unseren Gedanken.
Mit unseren Gedanken formen wir die Welt.

Buddha

Memory is the personal journalism of the soul.

Richard Schickel

Inhalt

Nach Feierabend	9
Aus der Finsternis	23
Die Schreckensherrschaft	72
Der lange Weg nach Hause	96
Das überhitzte System	130
Ein Schritt vorwärts, zwei zurück	173
Quellen	251
Dank	253

Nach Feierabend

Wo um alles in der Welt war dieses Buch?

Ich war, gelinde gesagt, hektisch. Es kam auf jede Sekunde an, zumindest dachte ich das. Der Schweiß tropfte mir von der Nase. Es war heiß, es herrschte jene Art Hitze, die einen in Istanbul packt, wenn der Sommer seine Schwüle über die Stadt legt und man kaum atmen kann.

Ich hastete in der Wohnung umher und kramte eilig meine Siebensachen zusammen.

Dann hielt ich einen Augenblick lang inne.

»Wie ein Dieb, in meiner eigenen Wohnung«, sagte ich lachend zu mir.

Es war ein bitteres Lachen, das in der Leere widerhallte.

Es war Mittag. Draußen wurde die unerträgliche Luft von Stimmen belebt. Sämtliche Moscheen im Stadtviertel – so stellte ich mir zumindest vor – sandten von ihren Minaretten Gebete aus und wetteiferten in einer großen Kakophonie miteinander.

Seit Freitagabend war dies so – wenngleich es sehr ungewöhnlich war. Diese Gebete waren nicht die üblichen, mit denen die frommen Bürger zur Andacht gerufen wurden; es war jene Art von Gebeten, wie sie nur bei Beerdigungen und bei Versammlungen in den Moscheen am Freitagmittag skandiert wurden.

Es waren die asynchronen Stimmen von Imamen, die sich in Trauer befanden und einen unbehaglichen Gesang gen Himmel sandten.

Dieser Gesang währte nun ununterbrochen seit vielen Stunden; wenn ein Minarett fertig war, übernahm ein anderes, mit dem höchstmöglichen Lautstärkepegel.

Wo aber war jetzt dieses Buch?

In jenem Augenblick begann ich zu verzweifeln. Meine innere

Stimme sagte mir, dass es falsch sei, ohne das Buch zu gehen. Ich war im Stress; in der Stadt herrschte Chaos, und ich würde es nicht so leicht in einer Buchhandlung finden, selbst wenn ich dafür riskierte, noch mehr Zeit zu verlieren.

Ich hatte mich mit dem Zusammensuchen und Packen beeilt und war fast fertig. Mein ganzes Gepäck und ein paar Kisten standen an der Tür bereit.

Dann erkannte ich, dass ich noch nicht in meinen Bücherregalen im Arbeitszimmer nachgesehen hatte. Könnte es dort vielleicht hinter den Geschichtsbüchern stehen? Aus Platzmangel standen manche Bücher in zwei Reihen hintereinander, sodass man nicht alle sah.

Und da war es.

Die Welt von Gestern von Stefan Zweig.

Hastig griff ich danach, packte es in eine meiner prall gefüllten Taschen, atmete tief durch und lief, begleitet von den wabernen Gebeten, ein letztes Mal durch die Zimmer. Eine Minute lang studierte ich die Einzelheiten im Zimmer meines Sohnes, dann ging ich ins Schlafzimmer, als ob ich mir alles ganz genau in mein Gedächtnis einprägen wollte.

Ich hatte Tränen in den Augen, da ich wusste, dass es ein endgültiger Abschied war, ein notwendiger Sprung ins Ungewisse, ein Schritt, der ein Kapitel in meinem Leben als Journalist und einfacher Bürger beenden würde.

Ein Augenblick des Abschieds von allem, was ich in der Hoffnung auf ein besseres Leben für mich und alle anderen über die Jahre aufgebaut hatte.

Das war's.

Halt, nein, doch nicht.

Im Wohnzimmer fiel mein Blick auf eine Flasche. Es war mein Lieblings-Whiskey, ein sehr seltener Malt. Ich schnappte sie, ahnend, dass die kommenden zwei oder drei Stunden entscheidend sein würden. Irgendwie fühlte es sich sicherer an, zu wissen, dass auch diese Flasche irgendwo im Kofferraum war.

Ich schloss die Tür hinter mir.

Es kam mir vor, als senkte sich der Vorhang nach einem Akt in einem Theaterstück.

Als ich eilig den Wagen belud, bemerkte ich, dass niemand auf der Straße war. Nur ein paar im Schatten dösende Katzen schernten sich nicht um die Gebete.

Dann trat meine Nachbarin aus dem Stockwerk unter meiner Wohnung heraus. Im Vorbeigehen schenkte sie mir ein vielsagendes Lächeln: »Ich glaube, ich weiß, was du hier machst«, bedeutete es.

Ich wusste, dass sie unglücklich darüber war, wie ihr Land regiert wurde. Wir sagten kein Wort, vielleicht, weil wir beide fanden, dass es in jenem Augenblick nichts zu sagen gab. Wir sahen uns kurz an, dann ging sie über die Straße und verschwand.

Ich drehte den Zündschlüssel um. Der Tank war voll. Gut, dachte ich, so werde ich keine Zeit verlieren.

Eine Frage jedoch ließ mich nicht los.

Ich wusste, dass die Brücken über den Bosphorus früh an jenem Tag wieder geöffnet worden waren. Am Freitagabend hatte man diese Verbindungen zwischen der asiatischen und der europäischen Seite gekappt. Ich lebte auf der asiatischen Seite und wollte in den Westen.

Allerdings wusste ich nichts vom Verkehrsaufkommen, von möglichen Straßensperren, Scharmützeln oder Schießereien. Die Emotionen kochten hoch, und eine gewisse Gesetzlosigkeit hatte die Stadt erfasst.

Nicht weit vom Fuß der mächtigen Nordbrücke blieb ich an einer Kreuzung stecken. Menschenmassen, fast allesamt Männer, hatten sich versammelt und blockierten wild diskutierend Teile der Straße. Aus einem Kiosk an der Ecke drang, für alle unüberhörbar, die zornige Stimme von Präsident Recep Tayyip Erdoğan und übertönte die andauernden Gebete.

Ich brauchte etwa fünfzehn Minuten, um durch die Menge zu gelangen, die offensichtlich pro-AKP eingestellt war. Danach war ich im Handumdrehen auf der Brücke, wo der Verkehr reibungslos zu fließen schien.

Ich ging etwas vom Gas und blickte zu beiden Seiten über die prächtige Schönheit des sich nach Norden und Süden erstreckenden Meeresarms, der Asien von Europa trennt, die wunderbaren Anwesen an den grünen Hängen und die weißen Boote, die träge dahintrieben und einen Streifen Schaum hinter sich ließen, während sie das Wasser wie ein Stück blauen Stoff zerschnitten.

Ich musste diesen Anblick so intensiv in mich aufsaugen wie möglich: Ich wusste nicht, wann oder ob ich ihn jemals wieder zu Gesicht bekäme.

Ich war nun wesentlich ruhiger. Mein Ziel war die westliche Grenzstadt Edirne, gut zwei Stunden entfernt. Ich machte Musik an, ohne zu wissen, welche CD im Abspielgerät war.

Eine Sekunde später ertönte *Us and Them* von Pink Floyd. Es war ein verblüffender Zufall, ein erstaunlicher Kommentar zum Geschehen.

Ich sang mit und trat aufs Gas.

* * *

Die vergangenen Stunden waren ein einziger Albtraum gewesen. Und wenn ich auf meine starke Intuition vertrauen konnte, würde er in eine entsetzliche Zukunft münden.

Zu Anfang war es ein angenehmer, warmer, leicht windiger Freitagabend; der Abend des 15. Juli 2016.

Wir saßen auf einem Balkon im Herzen Istanbuls. Ein Kollege – der Herausgeber eines der größten Medienunternehmen der Stadt – und seine Frau, eine Wissenschaftlerin und Dissidentin, hatten mich zu sich eingeladen. Ab und zu strich uns eine Brise sanft übers Gesicht und legte sich dann wieder.

Das Abendessen war köstlich, der Wein perfekt; die Unterhaltung war unbeschwert und die Witze äußerst fröhlich. Wir tauschten uns über den Stillstand in der türkischen Politik aus, klagten sarkastisch über die Bürde unseres Berufs, waren uns einig in unserem Zynismus, welch großer »Fehler« es gewesen sei,

die journalistische Laufbahn einzuschlagen, und erfreuten uns nebenbei an allerlei Klatsch und Tratsch.

Ein wenig später, gegen zweiundzwanzig Uhr, piepte mein Mobiltelefon. Es war ein anderer Kollege und gemeinsamer Freund, der in Bodrum war. »Etwas Seltsames geht vor sich«, lautete seine Nachricht.

»Was?«, schrieb ich zurück.

»Offenbar herrscht Chaos auf der asiatischen Seite der südlichen Bosphorusbrücke, Soldaten blockieren sie und rufen ›Kriegsrecht erklärt‹, alle sollen heimgehen. Könnt ihr das überprüfen?!«, fuhr er fort.

Das klang höchst bedenklich.

Er hatte immer schon einen sechsten Sinn gehabt; ich musste die Sache ernst nehmen.

Keine Minute später landete eine Nachricht mit einem Link zu einer aktuellen Mitteilung auf meinem Display.

Darin hieß es, dass es im Bezirk Beylerbeyi, unterhalb der Brücke, zu seltsamen Unruhen gekommen sei. Das war nicht weit entfernt vom Hauptquartier der 1. Armee und der Militärschule Kuleli.

Mein Kollege – wir saßen mittlerweile nur noch zu zweit am Tisch, da seine Frau zu Bett gegangen war – war jedoch skeptisch. Er war in einer Stimmung, die sich am ehesten mit folgenden Worten umschreiben ließe: »Das ist ein Land, das wie ein Irrenhaus wirkt, und es ist Freitagabend, warum also sollten wir das Ganze ernst nehmen?« Vielleicht dachte er, dass es wieder einen oder zwei Selbstmorde gegeben hätte. Die Bosphorusbrücken sind für solche Akte berüchtigt.

Ich erhob mich vom Tisch.

»Ich glaube, da ist ein Staatsstreich im Gange«, sagte ich kühl zu ihm. »Ich werde das besser überprüfen. Und du rufst deine Redaktion an ...«

Während mein Kollege zum Telefon griff, um mit seinen Mitarbeitern zu sprechen, nahm ich meinen Helm und sprang auf meinen Motorroller – der in den letzten vier Jahren mein Haupt-

verkehrsmittel gewesen war: eine persönliche Antwort auf den grauenhaften Istanbuler Verkehr.

Die Wohnung des Kollegen lag zehn Minuten vom »Schau-
platz« entfernt. Bald war ich auf der Brücke, in der Hoffnung,
dass mich mein Roller so nah wie möglich an die Soldaten heran-
bringen würde, die den Verkehr blockierten, die Menschen an-
wiesen, nach Hause zu gehen, und diejenigen bedrohten, die sich
weigerten, das zu tun.

Ich stieß bis in ins Zentrum des Chaos vor, wo Autos und Last-
wagen sogar noch mehr hupten als gewöhnlich. Mein Zweirad
verschaffte mir zwar einen gewissen Bewegungsspielraum, doch
selbst damit kam ich nicht viel weiter. Auf halbem Wege über die
Brücke musste ich umkehren, als ich sah, wie Menschen in Panik
zurückrannten.

Der Anblick war wirklich grotesk: Der Verkehr von Europa
nach Asien war zum Erliegen gekommen, während er in die an-
dere Richtung ganz normal floss.

Rasch entschied ich mich, in Richtung Nordbrücke zu fahren,
in der Hoffnung, dass diese noch offen war und ich so näher an
das Geschehen herangelangte. Ich hoffte außerdem, dass ich bald
daheim sein würde – mein Zuhause lag nicht weit vom Epizen-
trum des Aufstands entfernt –, um Anrufe zu tätigen und zu
schreiben.

Ich raste wie ein Verrückter, da hörte ich mein Handy klingeln
und fuhr an den Straßenrand. Es war ein anderer Kollege, der
von zu Hause anrief. »Ich glaube, ein Staatsstreich ist im Gange«,
wiederholte ich meinen Verdacht.

»Ja, stimmt, es ist ein Putsch«, antwortete er ruhig. »Mach,
dass du sicher und so schnell wie möglich nach Hause kommst,
bevor die Brücken geschlossen werden«, drängte er mich. Wir
wohnten nicht weit voneinander entfernt.

Die Fahrt von der Nordbrücke aus verlief relativ problemlos.
Während ich mich durch den Stau manövrierte, sah ich nur ein
paar Brückenwärter und Polizisten in Zivil herumrennen, die in
ihre Handys und Walkie-Talkies sprachen.

Panik hatte sich ausgebreitet.

Auf der asiatischen Seite liegen die Enden der beiden Brücken etwa drei Kilometer auseinander. Genau in der Mitte befand sich die Militärschule Kuleli, wo Hunderte von Kadetten wohnten. Möglicherweise stand die Schule in einer Verbindung zu dem Umsturz – wenn es denn einer war.

Der Journalist in mir hatte inzwischen einen gewaltigen Adrenalinstoß erhalten. Was zum Teufel passierte da?

Ein Staatsstreich mitten in der Rushhour an einem Freitagabend?

Das ergab keinerlei Sinn.

Ich fuhr umgehend Richtung Meerenge (später erfuhr ich, dass zehn Minuten nachdem ich die Brücke überquert hatte, diese für den Verkehr von der asiatischen auf die europäische Seite gesperrt worden war), doch es gelang mir nicht, in die Nähe der anderen Brückenauffahrt zu gelangen.

Die drohende Gefahr, angekündigt von fernen Schüssen, lag nun spürbar in der Luft.

»Bis hierhin und nicht weiter«, sagte ich zu mir selbst. »Fahr nach Hause und such dort Schutz.«

Als ich zu Hause eintraf, klingelten meine Telefone wie verrückt. Freunde und Kollegen aus der Türkei und dem Ausland wollten wissen, was sich tatsächlich abspielte. Ich war nur dankbar, dass der Rest der Familie nicht da war. Meine Frau war am Ägäischen Meer und mein Sohn im Ausland. Das war mir eine gewisse Erleichterung.

Im Fernsehen herrschte Chaos.

Bald lauschte ich einer Fernsehsprecherin auf dem staatlichen Sender TRT, einer zitternden Dame, die (offenbar bei vorgehaltener Waffe) eine lange Verlautbarung der Putschisten verlas und dabei von einer Übernahme des Staates und der Regierung sprach.

Nur etwa eine Stunde später wurden private Nachrichtenkanäle wie CNN Türk von Soldaten gestürmt. Die Kameras übertrugen tumultartige Szenen zwischen unseren Kollegen – darunter auch

jenem, der mich zum Abendessen eingeladen hatte – und dem Militär.

Während ich noch mit Telefonieren beschäftigt war, erschütterte ein gewaltiger Knall das Viertel und ließ meine Fenster zer springen. Er kam von F-16-Kampffjets, die extrem tief über die Häuser hinwegflogen, offensichtlich, um die Menschen zu verängstigen.

Stundenlang ging dieser Lärm weiter und sandte Schockwellen über die Stadt.

Mitternacht war inzwischen vorüber, und die Ungewissheit wuchs. Präsident Erdoğan erschien via Mobiltelefon auf dem Sender CNN Türk und rief die Bürger dazu auf, auf die Straße zu gehen. In den frühen Morgenstunden gab es immer wieder Nachrichten, dass Ankara im Chaos versunken sei und das Parlamentsgebäude sowie Erdoğans grandioser Palast bombardiert würden.

Schlaflos und benommen trat ich im Morgengrauen auf den Balkon.

Von der einen Seite konnte ich aus einiger Entfernung Menschen »Allah-u Akbar« (Gott ist groß) rufen hören, begleitet von sämtlichen Moscheen des Bezirks, die über ihre Lautsprecher Gebete aussandten. Von der anderen waren entfernte Schüsse wie aus Gewehren zu vernehmen. Etwa dreieinhalb Kilometer entfernt direkt am Bosphorus gelegen befand sich die Kadettenschule Kuleli in einem der Epizentren. Etwas ging dort vor sich, aber ich konnte nur erahnen, was es war.

Ich stand da, verwirrt und verduzt, und sagte leise zu mir selbst: »Welch Grauen, welch bittere Ironie; mein Land steckt zwischen den Moscheen und den Kasernen fest! Was wir am meisten fürchteten, geschieht nun tatsächlich.«

* * *

Frühmorgens am Samstag, dem 16. Juli, setzte ich mich hin und begann meine Kolumne über diese ungeheure historische Torheit zu schreiben, die – meiner Meinung nach – in der modernen türkischen Geschichte nicht ohne Beispiel war.

Es war am 23. Januar 1913, als eine Gruppe Offiziere unter Führung von Talat und Enver – die später das taumelnde Osmanische Reich zu einer Allianz mit Deutschland und einer Rolle im Ersten Weltkrieg drängten und zwei Jahre darauf den Völkermord an den Armeniern verantworteten – die Hohe Pforte, den Sitz der Regierung, stürmten und den Großwesir (Ministerpräsidenten) Kâmil Pascha mit vorgehaltener Waffe zum Rücktritt zwangen. Fünf Monate später, am 11. Juni 1913, wurde auf Kâmils Nachfolger Mahmut Şevket Pascha ein Attentat verübt – eine Verschwörung der Opposition.

Die von der damaligen Militärjunta verhängten Gegenmaßnahmen waren rigoros. Enver und Talat führten in den Reihen ihrer politischen Gegner eine rücksichtslose Säuberung durch, liquidierten jeden, den sie als potenzielle Bedrohung sahen, und errichteten eine Einparteienherrschaft, die von 1914 an per Dekret regierte.

Dieses Vorgehen führte nicht nur zur Implosion des Osmanischen Reiches, sondern lieferte paradoxerweise auch die Vorlage für ähnliche Störakte in der gesamten Geschichte der modernen Türkei.

Mit anderen Worten: Was an jenem warmen Abend des 15. Juli geschah, an dem mindestens zweihundertvierzig Zivilisten ums Leben kamen und eine unbekannte Anzahl Soldaten gelyncht wurde, war nichts Neues. Nur ein großes Déjà-vu. Und ein entscheidender Wendepunkt, dessen Konsequenzen gewaltig sein könnten und die Türkei möglicherweise unumkehrbar verändern würden.

So lautete das Kernargument in meinem Kommentar.

Ich brachte meine Gefühle auf den Punkt, verurteilte die Putschisten mit scharfen Worten, bezeichnete ihr Handeln als »den schlimmsten vorstellbaren Akt des Bösen, der vernichtet, was

immer von der bereits brüchigen, instabilen demokratischen Ordnung der Türkei übrig war«.

Dennoch verwirrte mich – wie viele meiner wissbegierigen Kollegen – eine entscheidende Frage.

Wer war der Anführer dieser Putschisten?

In ihrem übers Fernsehen ausgestrahlten Manifest hatten sie Atatürks berühmten Ausspruch »Frieden in der Heimat, Frieden in der Welt« zitiert und sich als »Rat für Frieden in der Heimat« bezeichnet.

Wer waren diese Offiziere?

Ein Staatsstreich ist bekanntlich eine ernste Angelegenheit, bei der es um Leben und Tod geht.

Um erfolgreich zu sein, musste man äußerst verschwiegen sein und mustergültig organisiert. Die Vorbereitungen mussten sorgfältig ausgeführt werden. Außerdem musste man wissen, wer nach erfolgter Übernahme wen ersetzen sollte.

Man benötigte eine Junta, einen zivilen Arm dieser Junta und auf allen örtlichen Ebenen Menschen in Bereitschaft. Man brauchte einen klaren Handlungsplan und eine transparente Kommandostruktur.

Und natürlich ein eindeutiges Motiv.

Sobald klar wurde, wie schlecht organisiert der Staatsstreich war, drängten sich diese Fragen immer mehr in den Vordergrund.

Wer war der Anführer?

Wer hatte, um es salopp zu sagen, »den Knopf gedrückt«?

Wer saß jetzt an der Spitze, wenn der Putsch erfolgreich gewesen wäre?

Ich war sicher, dass diese Fragen uns Journalisten und ausländische Türkeibeobachter noch eine Weile beschäftigen würden.

Allein die Choreografie des Aufstands war sehr undurchsichtig, sehr verwirrend: ein Rätsel.

* * *

An jenem Samstagmorgen gab es noch etwas anderes, etwas, das mich noch mehr beschäftigte als jede dieser Fragen.

Was würde nun geschehen?

Wenn dieser Akt von langer Hand geplant war, von welcher Seite oder welchen Akteuren auch immer, wie würde er sich dann auf uns Journalisten, auf die Intellektuellen und die Persönlichkeiten der Zivilgesellschaft auswirken, die an vorderster Front schwere Kritik an der regierenden AKP und ihrem scheinbar allmächtigen Führer Erdoğan geübt hatten?

Was sollte ich nun tun? Wie sollten wir, als Teil des Kampfes um eine demokratische Ordnung, entscheiden?

Ironischerweise waren ich und eine Gruppe ausgewählter Journalisten an jenem Samstagmorgen zu einer Pressekonferenz mit Kemal Kılıçdaroğlu eingeladen, dem Führer der größten Oppositionsfraktion. Der Hauptpunkt auf seiner Agenda war das Versagen der türkischen Außenpolitik.

Natürlich wurde die Pressekonferenz abgesagt. Kılıçdaroğlu war zwar am Abend davor nach Istanbul gekommen, hatte jedoch in der Wohnung eines Parteifreundes nicht weit entfernt vom Flughafen Atatürk Unterschlupf suchen müssen und die ganze Nacht dort verbracht.

Als mein Artikel fertig und einige Interviews mit ausländischen Kanälen im Kasten waren, verließen mich die Kräfte. Ich nickte ein.

Als ich etwa eine Stunde später von einem Anruf geweckt wurde, packten mich die Fragen von Neuem.

Was hatten wir Journalisten zu erwarten?

Dutzende von uns saßen bereits im Gefängnis. Wer ein gutes Gedächtnis besaß, der erinnerte sich, dass spätestens die unterdrückerischen Maßnahmen im Gefolge der Gezi-Proteste im Sommer 2013 gezeigt hatten, dass der Journalismus als Beruf an sich in Gefahr war und dass diejenigen von uns, die um Freiheit und Unabhängigkeit kämpften, früher oder später mit Arbeitslosigkeit, wenn nicht gar langen Haftstrafen zu rechnen hatten.

Wochen vor dem Putschversuch hatte ich eine Unterhaltung

mit einem gut bekannten Kollegen. Wir waren zwar nicht immer einer Meinung, doch wir teilten die Sorgen hinsichtlich unseres Berufsstands und waren uns einig, dass es für uns, wenn sich die Dinge so weiterentwickelten, unweigerlich nur einen Weg gab – nämlich, die Türkei zu verlassen.

Sowohl er als auch ich wurden von den Mächtigen »bestraft«, indem man uns die Möglichkeit zum Broterwerb raubte. Die Medien, für die wir schrieben, wurden eines nach dem anderen beschlagnahmt und geschlossen. Unsere Wege hatten sich in Schwerkut getrennt.

Den ganzen Samstagvormittag lang sprach ich über eine sichere Telefonverbindung mit vertrauenswürdigen Freunden aus den Medien sowie einigen Oppositionspolitikern.

Alle waren ebenso ratlos und besorgt wie ich selbst.

Dann, etwa um die Mittagszeit, meldete sich meine Intuition. In den entscheidenden Phasen meines Lebens hatte sie mich noch nie im Stich gelassen. Ich war erleichtert, dass sie nun zurück war.

»Wie auch immer diese entsetzliche Prüfung ausgehen mag, werden doch du und andere Journalisten gezwungen sein, einen Preis zu zahlen«, sagte die innere Stimme. »Also entscheide dich. Das Gefängnis oder neue Möglichkeiten, in Freiheit über die Wahrheit zu berichten.«

Meine Entscheidung stand sofort fest.

Alles, was ich wusste, war, dass ich umgehend handeln musste. Doch bevor ich begann, meine Abreise in die Wege zu leiten, rief ich einige Kollegen an und riet ihnen diskret, sich möglichst aus der Gefahrenzone zu bringen.

Manche schenkten meinen Worten Aufmerksamkeit, andere nicht. Ich wusste, dass ich sie warnen musste. Ich hatte seit Jahren großen Respekt vor ihrem Engagement und ihrem Mut, ich sorgte mich um sie.

* * *

Die Nachmittagsshitze in Edirne war noch heftiger als in Istanbul. Jedenfalls kam es mir so vor. Ich fuhr an der prächtigen Selimiye-Moschee vorbei – Sinans Meisterwerk – und machte sogar einen Umweg, um die restaurierte Große Synagoge, die drittgrößte in Europa, zu sehen. Ich liebte diese Stadt und wollte, vielleicht instinktiv, einige Bilder in mich aufsaugen, bevor ich weiterreiste.

Nun näherte ich mich dem Grenzposten, nicht wissend, was mich erwartete. Ich hatte absolut nichts Falsches getan, nichts Illegales, außer dass ich den universellen Prinzipien des Journalismus treu geblieben war. In den Augen der Mächtigen und angesichts der erbitterten Machtkämpfe bedeutete das jedoch überhaupt nichts.

Als kritischer Journalist war man nicht nur ein Nestbeschmutzer, sondern außerdem ein Krimineller – ein Terrorist, ein Spion, ein Feind des Volkes.

Als ich die Brücke über die Flüsse Tundscha und Mariza überquert hatte, lenkte ich den Wagen an den Straßenrand. Ich stieg aus, öffnete den Kofferraum, holte den Whiskey heraus und nahm ein paar kräftige Schlucke. Die Hitze in meinem Inneren kam nun der Hitze um mich herum gleich.

Ich war bereit für den entscheidenden Abschnitt.

Pazarkule ist ein kleiner Posten zwischen der Türkei und Griechenland, wo nur sehr wenige Lastwagen die Grenze überqueren, wenn überhaupt. Es ist dort für gewöhnlich ruhig. Meine Vorfahren stammen aus dem Westen Thrakiens, aus der Region Rodopi, wo die türkische Minderheit seit Jahrhunderten ansässig ist, und ich überquerte stets in Pazarkule die Grenze, wenn ich die alten osmanischen Bektaschi-Dörfer in den Bergen, historische Stätten in Didymoticho oder meine Verwandten in Komotini und Xanthi besuchen wollte.

Alle meine Papiere waren in Ordnung.

Trotzdem war ich nicht sicher, ob mein Pass nicht bereits für ungültig erklärt worden war – jetzt, 36 Stunden nach dem Putsch.

An der winzigen Grenzstation gab es keine Autoschlange; nur ein paar Soldaten auf ihren üblichen Wachposten.

Aus dem Zollbüro vernahm ich abermals die zornige Stimme Erdoğan. Ich händigte den Beamten meine Papiere aus.

Dem schloss sich eine Routineprozedur an. Kein Wort wurde gewechselt. Nichts. Das Geräusch der Stempel und ein knappes Dankeschön. Es dauerte nicht länger als zwei Minuten.

Im nächsten Moment befand ich mich in einem Café in dem griechischen Grenzörtchen am Fluss Arda, gleich bei der Brücke, in deren unmittelbarer Nähe er in die Mariza fließt, die eine natürliche Grenze zwischen der Türkei und Griechenland bildet, bis sie schließlich in die Ägäis mündet.

Das Café war halb voll, verschlafen; im Hintergrund summtte ortstypische Musik.

Ich bestellte einen Kaffee.

Atmete tief durch.

Ich war in Freiheit.

In jenem Augenblick begriff ich, wie wichtig mir dieses Freiheitsgefühl mein ganzes Leben lang gewesen war; dass es mir mehr bedeutete als alles andere.

Es war und blieb von diesem Zeitpunkt an eine wegweisende Erkenntnis.

Mit dem Kaffee in der Hand ging ich in Richtung des Flusses.

Das Wasser floss träge dahin.

Da hatte ich einen Flashback.

Ein anderer Grenzposten, Kapikule/Svilengrad, wo die Bahnlinie nach Bulgarien führte, lag nur eine halbe Stunde entfernt.

Aber er war auch vierzig Jahre weit weg.

Ich erinnerte mich plötzlich an ein anderes Buch; eines in einem engen Zugabteil, mitten in der Nacht.